



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Lage des Handwerks : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Lage des Handwerks

(Schluß)



ie Schlüsse, die die Mitarbeiter der „Untersuchungen“ aus der gegenwärtigen Lage des Handwerks auf seine Zukunft ziehen, fallen natürlich sehr verschieden aus nach den Eindrücken, die sie in ihren verschiedenen Beobachtungsgebieten empfangen haben, und ohne Zweifel sind sie auch hie und da von dem Optimismus oder Pessimismus der Beobachter und ihrer Gewährsmänner beeinflusst worden. Während Plenge die Schlußbetrachtung über die Zustände der Leipziger Böttcherei mit dem Satz beginnt: „Wir haben in der Böttcherei ein Gewerbe kennen gelernt, das den Boden, auf dem alles Handwerk seiner Natur nach steht, unter den Füßen verloren hat,“ schreibt Dr. Voigt über die Karlsruher Küfer,*) nachdem er die Vorteile und Nachteile des Handbetriebs und des fabrikmäßigen Maschinenbetriebs gegen einander abgewogen hat: „Sedenfalls besteht einstweilen noch die Thatsache, daß der Handbetrieb weiter produziert und sich anscheinend wohl dabei befindet.“ Dann fährt er fort: „Wesentlich andre Verhältnisse als in der Käferei bestehen in der einheimischen Käßlerei. Obgleich auf diesem Gebiet die Maschine der Handarbeit technisch vielleicht noch mehr überlegen ist als bei der Faßfabrikation, hat sie doch bis jetzt noch nicht Boden gewinnen können.“ Und die Schlußbetrachtung über das Gesamtergebnis seiner zweiundzwanzig Karlsruher Kleingewerbe umfassenden Untersuchungen leitet er mit dem Satz ein: „Vorläufig macht das Karlsruher Handwerk, trotz aller Misere im einzelnen, noch nicht den Eindruck einer untergehenden Welt.“ Dieser Unterschied wird wohl daher rühren, daß Leipzig als Großstadt für den Sieg der Großindustrie und des Handels über das Kleingewerbe günstigere Bedingungen schafft als das badische Land mit seiner noch ziemlich gesunden Besitzverteilung und seiner nur 78 000 Einwohner zählenden Hauptstadt. Nicht alle Mitarbeiter drücken sich so vorsichtig und genau aus wie Heckscher, der von den Schuhmachern Altonas sagt: „Ein kleiner Kern tüchtiger, selbständiger Handwerker ist zu erhalten; für die Masse giebt es keine

*) In Süddeutschland hat sich die Böttcherei von jeher in zwei Zweige geschieden, die Käßerei, die Fässer bindet und die Kellerei betreibt, und die Käßlerei, die Käßel und Zuber liefert.

Rettung." Sehr in die Irre gehen würde man z. B., wenn man die Urteile verallgemeinern wollte, die nach Wiedfeldts Bericht in Salzwedel ein ehemaliger Klempner und jetziger Rentner über sein Gewerbe gefällt hat; er habe, wird erzählt, sein Geschäft aufgegeben, weil darin nichts mehr zu machen sei, sein Warenlager zu Schleuderpreisen verkauft und den Berichterstatter mit Beziehung auf die übrigen Klempner spöttisch gefragt: „Sagen Sie mal, was machen denn die Leute eigentlich den ganzen Tag? Ich habe doch schon vor zehn Jahren alles viel billiger aus der Fabrik bezogen, als ichs selbst machen konnte.“ Wir selbst haben vor kurzem einen jungen Klempnermeister gesprochen, der vorm Jahre das Geschäft seines verstorbenen Prinzipals übernommen hat. Er hat für sich, seine drei Gesellen und drei Lehrlinge vollauf zu thun und hofft, seine sämtlichen Leute auch über den Winter behalten zu können. Sein Vorgänger, der sehr wohlhabend geworden war, hatte einen großartigen Lampenladen eingerichtet; diesen mit zu übernehmen, reichten die Mittel des Anfängers, die ihm glücklicherweise gerade beim Tode seines Prinzipals durch eine Erbschaft zugeflossen waren, nicht hin, aber wenn er zehn Jahre so weiter arbeitet wie jetzt, wird er sich auch einen Laden anlegen können.

Wenn man aus den Angaben und Schilderungen des Werkes die zerstreuten Züge, die zusammengehören, zusammenfügt, so wird man ungefähr das Bild erhalten, das wir im vorigen Artikel entworfen haben, und unsre Auffassung bestätigt finden, daß dieser Zustand eines Teiles der Handwerker die natürliche Wirkung jenes gesellschaftlichen Gesamtzustandes sei, dessen Hauptcharakterzüge wir nachzuweisen versucht haben. Man kann aber zur Begründung der eigentlichen Ursachen dieses Zustandes auch noch tiefer graben. Ehe wir das jedoch unternehmen, wollen wir vorher noch mit Hilfe der „Untersuchungen“ auf das Gesellen- und Lehrlingswesen einen Blick werfen. Was die Zahl der Lehrlinge betrifft, so findet der Vorwurf, den die Sozialdemokraten den Handwerksmeistern zu machen pflegen, daß sie Lehrlingszüchtereitrieben, in den „Untersuchungen“ bis jetzt keine Bestätigung. Die meisten Mitarbeiter berichten im Gegenteil, daß in den Gewerben, die sie behandeln, der Zugang von Lehrlingen sehr schwach sei. Doch ist die Zahl der vorliegenden Stichproben vorläufig noch zu klein, als daß daraus schon zuverlässige Schlüsse auf den Durchschnitt gezogen werden könnten. Uns selbst sind eine Anzahl von Fällen arger Lehrlingszüchtereit, namentlich im Schlossergewerbe, bekannt, und für einzelne Orte und Gewerbe wird sie auch in den „Untersuchungen“ zugestanden. Von der Leipziger Drechslerei sagt Neu, in den Fabriken würden nur sehr wenig junge Arbeiter beschäftigt, dagegen sei die Zahl der Handwerkslehrlinge im Verhältnis zur Gesellenzahl sehr groß. Und später (II, 78) schreibt er: „Man darf wohl behaupten, daß in vielen Fällen nur der Schweiß des Lehrlings es dem Handwerksmeister ermöglicht, wenigstens noch einigermaßen der Fabrik Konkurrenz zu leisten (so!).“ Einige

Leipziger Bäcker halten nur Lehrlinge, weil sie zu arm dazu sind, Gesellen bezahlen zu können; wie da die Lehrlinge ausgenutzt werden mögen, kann man sich denken.

Eine genaue Vorstellung von der Lage der Lehrlinge können solche Untersuchungen schon deshalb niemals geben, weil ja die Lehrlinge nicht befragt werden. Doch fallen einige Streiflichter darauf. Heckscher schreibt: „Der Gedanke, wie man den Lehrling am besten zu seinem Vorteil ausnützen kann, und nicht der, wie in ihm die Grundlage zu einem tüchtigen Meister gelegt wird, ist nur zu oft der leitende Gesichtspunkt. Und auch Frau Meisterin will von dem Lehrling etwas haben; im Kinderwarten und in sonstigen nützlichen Dingen macht er häufig bei der strengen Herrin eine treffliche Schule durch.“ Von mehreren Berichterstattern wird darüber geklagt, daß sich die großen Meister und die Fabriken mit Lehrlingen gar nicht abgeben mögen, sondern nur ausgebildete tüchtige Arbeiter annehmen, während gerade in den kleinen Werkstätten Lehrlinge gehalten werden, wo sie auch dann nichts lernen würden, wenn der Meister selbst etwas ordentliches könnte, weil darin feinere und schwierigere Arbeit gar nicht vorkommt. Es scheint das besonders in der Tischlerei der Fall zu sein (III, 358). Sollte da nicht der alte Adam Smith wieder einmal Recht behalten? Smith meinte, die Lehrherren machten viel zu viel Aufhebens von ihren Leistungen. Dem jungen Menschen die ersten Handgriffe zeigen und dann noch hie und da einmal nachsehen, einige Weisungen, Ratsschläge und Belehrungen geben, weiter sei nichts nötig; die Hauptsache müsse der Lehrling selbst besorgen. Nur an der eignen Arbeit, nicht vom Meister, lerne er. Das Lehrlingsverhältnis sei daher ganz überflüssig und könne füglich durch das des jungen Arbeiters ersetzt werden. Sobald der junge Mensch etwas könne, leiste er dem Meister Arbeit und verdiene nach dem Maße seiner Leistungen Lohn wie ein Erwachsener, und wenn die Höhe seines Lohnes von seinen Leistungen abhängt, werde er ganz von selbst sein möglichstes thun, Fortschritte zu machen. Solange er noch nichts oder erst wenig könne, habe er dem Meister zu ersetzen, was er an Materialien verderbe und an Werkzeugen abnutze. Wird diese Auffassung nicht durch die oben angeführten Thatfachen bestätigt? Beim Kleinmeister lernt der junge Mensch nichts, und die Großmeister, die gediegne Leistungen verlangen, nehmen keine Lehrlinge. Wo lernen denn da die Leute, die der Großmeister, der Fabrikant braucht? Eben bei ihm, als Gesellen, lernen sie; erst nach der Lehrzeit, sagt einer der Berichterstatter ausdrücklich, lernt der junge Mann, was er braucht. Nehmen wir aber an, daß Smith nicht für alle Fälle Recht habe, daß es in sehr schwierigen Gewerben schlechterdings nicht ohne längere gründliche Unterweisung gehe, und daß auch in den übrigen Handwerken tüchtigeres geleistet werden würde, wenn die jungen Leute eine ordentliche Lehrzeit durchmachten, so ist ein Zustand, bei dem die Lehrlinge dem Meister das Brot verdienen müssen, erst

recht unhaltbar. Ist die Lehrzeit eine wirkliche Schule, dann darf der Handwerksmeister so wenig darauf Anspruch machen, vom Arbeitsertrage seiner Schüler zu leben, wie etwa der Lehrer des Deutschen am Gymnasium auf die Honorare für Zeitungsartikel angewiesen werden darf, die seine Schüler unter seiner Leitung anzufertigen hätten. Soll die Handwerkslehre dem Ideal derer entsprechen, die so viel von der Reform des Lehrlingswesens reden, dann bringt sie dem Meister nichts ein, sondern kostet ihm ebenso wie dem Schulmeister nur Mühe und verursacht ihm außerdem noch Auslagen, woraus folgt, daß er Lehrgeld erhalten muß, daß also nur Leute, die nicht ganz mittellos sind, ihre Söhne ein Handwerk lernen lassen können, wenn nicht der Staat einen Schritt weiter in der Richtung nach dem Sozialismus thut, neben die Volksschule die Lehrwerkstätte setzt und deren Kosten entweder selbst übernimmt oder den Gemeinden auflegt. So lange der Handwerksmeister Jungen umsonst nimmt unter der Bedingung, daß sie vier Jahre bei ihm aushalten, die Annahme aber, daß er lediglich ein Liebeswerk an ihnen üben wolle, sowohl durch seinen Charakter wie durch seine Vermögenslage ausgeschlossen ist, so lange sind diese Jungen thatsächlich nicht Lehrlinge, sondern junge Arbeiter. Was der Junge etwa im ersten Jahre den Meister kostet, wird durch die Verlängerung der hergebrachten dreijährigen Lehrzeit um ein Jahr reichlich ersetzt. In vielen Fällen liegt dieses Verhältnis ganz klar zu Tage. Im Frühjahr reisen auf den obereschlesischen Dörfern Agenten herum, die für die Berliner Bäcker Jungen kaufen und das Stück mit zwanzig Mark bezahlen, während die sizilianischen Carusi, die es ja freilich wohl noch schlimmer haben, doch wenigstens hundert Franks gelten.

Daß durchschnittlich zu viel Lehrlinge „ausgebildet“ werden, geht unwiderleglich aus dem Überangebot von Gesellen hervor, das bei den meisten Handwerken nachgewiesen wird, unter andern bei den Berliner Tapezierern, den Düsseldorfer Schlächtern, den Kölner Schreibern; daß in sehr vielen Werkstätten gerade im Winter Leute entlassen werden, ist eine Thatsache, zu deren Feststellung es gar keiner Bücher bedarf, weil sie sich alljährlich vor jedermanns Augen ereignet. Daß endlich die Gesellenlöhne durchschnittlich elend sein müssen, versteht sich bei solcher Konkurrenz von selbst und wird auch in den „Untersuchungen“ vielfach bestätigt. Wenn die Meister im allgemeinen über die „enorme Steigerung der Arbeitslöhne“ klagen und diese in einzelnen Fällen auf 100 Prozent gegen die Zeit vor dreißig Jahren angeben, so ist doch zu bedenken, daß seitdem auch die Beamtenbesoldungen um ebenso viel und teilweise noch mehr gestiegen, die Wohnungen und einzelne andre notwendige Dinge viel teurer geworden sind. Auch bedeutet die Steigerung des Wochenlohnes, die ja für den Meister recht drückend sein mag, noch keineswegs eine entsprechende Steigerung des Jahreseinkommens für die Gesellen, da diese meistens ein paar arbeitslose Wochen oder sogar Monate im Jahre zu über-

stehen haben. Endlich ist zu erwägen, daß sich die Zahl derer mehrt, die an Selbständigkeit nicht denken können, und für die also der Gesellenlohn die endgültige „Versorgung“ bildet.

Daß sich viele mittellose Gesellen in diese Lage nicht fügen wollen, sich selbständig machen und so das Kleinmeisterelend vermehren, daß es viele noch dazu in zu jungen Jahren thun, daß viele Gesellen trotz ihrer kümmerlichen und unsichern Lage heiraten, ohne Meister zu werden, und daß unzählige Fabrikarbeiter dasselbe thun, ist eine ständige Klage konservativer Kreise, die auch in diesem Werke mehrfach wiederkehrt. Sollen aber diese Klagen nicht müßiges Gerede bleiben, dann müssen sich die Maßgebenden schlüssig machen, ob sie allen mittellosen Handwerksgesellen und Arbeitern den Eölibat mit oder ohne Verpflichtung zur lebenslänglichen Keuschheit auflegen wollen. Die ganze protestantische Welt hat viertehalbundert Jahre lang und die liberalkatholische seit anderthalbhundert Jahren die römische Kirche des Priestereölibats wegen der Unfittlichkeit geziehen, was doch nur unter der Voraussetzung einen Sinn hat, daß dem Durchschnittsmenschen, namentlich dem Durchschnittsmanne, die Enthaltbarkeit von Natur unmöglich, jene übernatürliche Gnade aber, auf die sich die katholische Kirche bei ihren Priestern verläßt, nicht vorhanden sei. Dabei ist zu beachten, daß die katholischen Priester akademisch gebildete Leute in höherer und gesicherter Lebensstellung sind, denen eine reiche Gedankenwelt ein Gegengewicht gegen die Sinnlichkeit darbietet, daß ihnen vor der Weihe der Eölibat als ein schweres Opfer dargestellt worden ist, wozu sich zu verpflichten sie nicht wagen dürften, wenn sie sich ihm nicht gewachsen fühlten, und vor allem, daß kaum ein Priester auf je tausend katholische Einwohner des Reichs kommt, während die mittellosen Arbeiter und Handwerksgesellen und die ihnen in ähnlicher Lage gegenüberstehenden Frauen und Mädchen zusammen vielleicht die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Wer sich bei der Frage der Arbeiterethen so anstellt, als wüßte er von alledem nichts, was gegen den Priestereölibat gesprochen, gepredigt und geschrieben worden ist, den soll man gar nicht ernst nehmen; man soll ihm den Rücken kehren und ihn einfach stehen lassen. Der Verständige faßt die Thatfachen ins Auge und denkt unter anderm daran, daß im deutschen Reiche jährlich etwa 130 000 uneheliche Kinder geboren werden, und daß auf je eine uneheliche Geburt mehr als hundert Fälle außerehelichen Umgangs zu rechnen sind. Um diesen Punkt kommen die Reformatoren des Handwerks nicht herum. Selbstverständlich muß man dem jungen mittellosen Handwerker sagen, was ihm bevorsteht, wenn er sich selbständig macht. Das weiß er übrigens schon selbst, hat er doch oft schon als Lehrling genug Gelegenheit gehabt, das eheliche und das sonstige Glück der Meisterleute kennen zu lernen; sind doch gewöhnlich auf ihn die Prügel abgeladen worden, die sie bei einander gegenseitig nicht anbringen konnten. Aber er sagt sich: elend bin und bleibe ich auf alle Fälle, und es ist lediglich

Sache meines Geschmacks, die keinen andern etwas angeht, welche Form des Elends ich vorziehen will.

Und damit berühren wir den Kern der Handwerkerfrage. Er besteht darin, daß die Arbeit durch Überangebot entwertet ist, und daß daher durch seiner eignen Hände Arbeit, sofern sie nicht in ganz außerordentlichen Kunstleistungen besteht, niemand zu Wohlstand, niemand auch nur zu einem gesicherten und anständigen Dasein gelangen kann. Zu Wohlstand gelangen kann heute der Handwerker nur durch Handel und durch Ausnutzung der Arbeit andrer. Beim Dekorationsgeschäft wird ausdrücklich hervorgehoben, daß der Meister, der die Stoffe im großen zu Fabrikpreisen einkaufen kann, daran, also als Händler, mehr verdient als mit seiner Arbeit, und was jeder Schuhmacher-gefell seinem Meister bringt, berechnet Geissenberger für Leipziger Verhältnisse auf fünf- bis sechshundert Mark. Ein Meister also, der zehn Gesellen beschäftigt, kann seine eigne Thätigkeit auf Leitungsarbeit beschränken und steht sich dennoch auf fünf- bis sechstausend Mark. Das Loos des Handwerkers hängt also in erster Linie davon ab, ob er Kapital hat und wie viel. Es ist wahr, daß der wohlhabende Anfänger durch Dummheit, Faulheit, Ungeschick oder Viederlichkeit sein Geld verlieren, der mittellose, aber tüchtige auch heute noch, wenn er in ganz außerordentlicher Weise vom Glück begünstigt wird, zu einigem Geld gelangen und dieses dann zur Erweiterung seines Geschäfts benutzen kann. Aber solche Ausnahmefälle ändern nichts an dem allgemeinen Gesetz, unter dem unser heutiges Wirtschaftsleben steht, daß man Geld haben muß, um Geld verdienen zu können. Und so machen wir denn täglich bei einem Blick auf unsre Umgebung die Erfahrung, daß tüchtige Handwerker, die über einige Mittel verfügen, sich zu Wohlstand emporzuschwingen, während sich die Masse in kümmerlichen Verhältnissen abquält oder geradezu im Elend verkommt. Hier ist es kein schlechter Scherz, sondern die lautere Wahrheit, daß die Armut von der *pauvreté* kommt, d. h. daß der Mittellose wenig Aussicht hat, sich aus dem Elend herauszuarbeiten; unser gesellschaftlicher Zustand leiht dem emporstrebenden Reichen Flügel, während er den Armen immer tiefer ins Elend hineinstößt.

Die beiden angeführten Lebensbedingungen des heutigen Handwerks nun stehen in schroffstem Widerspruch zu der Grundidee und dem Lebensgesetz des mittelalterlichen Handwerks, von dem unsre Zünftler, zwei sehr verschiedene Perioden mit einander vermengend, beständig träumen. Es war, wie Bücher in seiner Abhandlung „Gewerbe“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaften hervorhebt, und wie auch in einigen der vorliegenden Untersuchungen erwähnt wird, strenger Grundsatz im Mittelalter, daß der Handwerker an den Materialien nichts verdienen dürfe, daß sein Verdienst reiner Arbeitslohn sein müsse. Das Handwerk blieb daher ziemlich lange Lohnwerk, d. h. der Handwerker bekam das Material, das Tuch zum Rock, das Gold zu Ringen, Ketten

und Gefäßen vom Besteller geliefert, sodaß er nichts daran verdienen konnte. Und es war ferner Grundsatz, daß der eine nicht leben dürfe auf Kosten des andern oder durch Ausbeutung eines andern. Daraus folgte erstens, daß in einem Gewerbe und in einem Bezirk nicht mehr Handwerker geduldet wurden, als zur Versorgung dieses Bezirks mit der betreffenden Ware nötig schienen, also die Schließung der Zunft und die Bannmeile; zweitens, daß der Meister nur soviel Lehrlinge halten durfte, als zur Ergänzung des „Amtes“ nötig waren. Nun hat sich aber schon im Mittelalter auch am Handwerk das leidige Gesetz bewährt, daß die sinnreichen Erfindungen des Menschenwizes unnötig sind, solange die Erfolge, die er erstrebt, wirklich erzielt werden, dagegen unwirksam, sobald sie nötig scheinen. In der ersten Hälfte des Mittelalters bedurfte es keiner künstlichen Veranstaltungen, um dem Handwerk seinen goldnen Boden zu sichern; als Lübeck mit 70 000 bis 80 000 Einwohnern*) die größte Stadt im deutschen Reiche war, und die städtische Bevölkerung kaum den zehnten Teil der Gesamtbevölkerung ausmachte, da ergaben sich Monopolpreise für die Arbeit des Handwerkers von selbst, da hatte er nicht nötig, sich auf ein riskantes Unternehmertum einzulassen und auf Gewinn am Materialeinkauf im großen zu denken, der ihm auch bei dem damaligen unentwickelten Verkehr schwer gefallen wäre, da war es nicht nötig, die Zunft zu schließen und Gesetze über die Zahl der zu haltenden Lehrlinge und Gesellen zu erlassen, sondern die Meister suchten Leibeigene vom Lande hereinzulocken, weil sie die große Nachfrage nach ihren Erzeugnissen nicht zu befriedigen vermochten. Die Handwerkerkorporationen hatten in dieser ersten Zeit teils einen religiös-kirchlichen Charakter als Bruderschaften, teils waren sie Vereine zu gegenseitiger Unterstützung in Notfällen und zur Wahrung des Ansehens, der Standesehre der Genossen, teils — und das gilt vorzugsweise von der Tuchmacherei, die sich sehr früh zum Exportgewerbe entwickelte — waren sie Produktivgenossenschaften, die den Einkauf ihrer Rohstoffe und den Absatz ihrer Ware gemeinsam betrieben, Gebäude zum Betrieb ihres Gewerbes, wie Walkmühlen, Schergaden und Tuchhäuser (Verkaufshallen) gemeinsam errichteten, und um sich den Absatzmarkt zu sichern, die Waren der Genossen einer strengen Prüfung auf die Güte und auf die vorschriftsmäßige Länge der Stücke unterwarfen. Sobald mit dem Anwachsen der Stadtbevölkerung die seit dem fünfzehnten Jahrhundert viel beklagte „Überfetzung“ eintrat, suchte man die verloren gegangnen natürlichen Bedingungen des Gedeihens durch künstliche Einrichtungen zu ersetzen, aber

*) Es war dies 1300 bis 1350. Im Handwörterbuch werden II, 436 noch folgende mittelalterliche Einwohnerzahlen deutscher Städte angegeben: Frankfurt (1387) 10 000, Mainz (Ende des fünfzehnten Jahrhunderts) 5000 bis 6000, Straßburg (1475) 26 198, Basel (1454) 8000, Nürnberg (1450) 25 982, Dresden (1491) 5000, Meissen (1481) 2000, Rostock (1387) 10 785, Hamburg (1311) 7000, Breslau (1348) 21 866. Wie klein werden die Zahlen erst im dreizehnten, im zwölften Jahrhundert gewesen sein!

vergebens. Alle Zunftgesetze und Polizeiverordnungen, alle Sperrmaßregeln und lästigen Beschränkungen vermochten nicht zu verhindern, daß sich einzelne Meister zu Fabrikanten emporstiegen, die Kleinmeister aber im Elend verkümmerten, daß ein Heer von Handwerksgejellen heranwuchs, die keine Aussicht hatten, selbständig zu werden, und in geschlossener Organisation den Meistern feindlich gegenübertrat, daß die Zunftmeister über Pfscher, Störer und Vönsen klagten, über „mutwillige Buben,“ die ihnen die Arbeit wegnähmen, obwohl der Mutwille in weiter nichts bestand, als daß diese Buben eben auch leben wollten. Die alten Zunftordnungen, Chroniken und Satiren sind voll von diesen Klagen, die sich vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis in unsre Tage herein ununterbrochen fortziehen; auch die Verfasser der vorliegenden Berichte haben einige davon aufgenommen. Unsre Zunftmeister täuschen sich also sehr, wenn sie den berühmten goldnen Boden für ein Produkt des Zunftzwangs ansehen. In der ersten Hälfte des Mittelalters, wo das Handwerk wirklich einen goldnen Boden hatte, gab es wenig oder keinen Zunftzwang, und in der zweiten, wo der Zunftzwang den verlornen goldnen Boden wieder schaffen sollte, ist ihm das nirgends gelungen.

Machen wir uns die an sich klare Sache an einem einzelnen Gewerbe noch klarer. In der Zeit, wo auf tausend Einwohner ein Schuster kommen mochte, müssen Stiefel ungemein teuer gewesen sein, obwohl das Vieh, daher auch das Leder spottbillig war. Hätte damals jeder Deutsche im Jahre ein Paar Schuhe abgerissen, so hätten die Leute immer abwechselnd ein Jahr beschuht und dann ein paar Jahre barfuß gehen müssen, denn auch der fleißigste und geschickteste Schuhmacher bringt ohne Maschine an einem Tage noch nicht ein Paar Stiefel, geschweige denn drei Paar fertig. Die Stiefel mußten also sehr gediegen gemacht werden, sodaß sie mehrere Jahre hielten, und so standen sich beide Teile gut. Der Landmann mußte zwar einen hohen Preis zahlen, aber die Ausgabe traf ihn nur selten, der Schuster aber hatte einen hohen Verdienst, auch wenn er allein oder nur mit einem Gefellen arbeitete. Als dann die Zahl der Schuster so zunahm, daß schon auf je hundert oder noch weniger Personen einer kam, mußte selbstverständlich der Preis seiner Ware bedeutend sinken, und nur noch die Masse, d. h. in diesem Falle die Ausbeutung von Gefellen und Lehrlingen, konnte ihm das zum Lebensunterhalt nötige einbringen. Dann kam in unserm Jahrhundert die Maschine. Anfangs schadete sie dem Kleinmeister noch nicht so viel, weil die Schuhfabriken für das Ausland arbeiteten, und wohl auch Kleinmeister sich an der Fabrikation für den Export beteiligten. Aber in unsrer Zeit sind alle Länder der Erde, mit Ausnahme einiger ganz wilden, Industrieländer geworden, und da sich jede Erfindung, jede Industrie mit rasender Schnelligkeit über die ganze zivilisierte Welt verbreitet, so konnten die Schuhfabriken ihre auswärtigen Absatzgebiete nicht lange behaupten. Aus Müllings Bericht über das Schuster-

gewerbe in Württemberg erfahren wir, daß es in Deutschland etwa tausend Schuhfabriken giebt, von denen beinahe neunzig in Württemberg stehen. Es ist ohne weiteres klar, daß diese tausend Fabriken, die im Jahre vielleicht fünfzig Millionen Paar Schuhe anfertigen, nur durch den Export bestehen können, da es in keiner Stadt und in keinem Dorfe an den für den einheimischen Bedarf hinreichenden Schustern fehlt. Es müßte, wenn nicht zu viel Menschenelend dranhinge, ein ergötzliches Schauspiel genannt werden, wie sich die Schuster aller Länder um die Füße ihrer Mitmenschen balgen. Die Württemberger Schuster haben ehemals Österreich, Frankreich, die Schweiz und Italien beschuht. Zuerst wurde ihnen von Prager Fabrikanten das österreichische Absatzgebiet entzogen (die Wiener Fabrikanten verlegen sich, wenn wir nicht irren, seit einigen Jahrzehnten vorzugsweise auf die Beschuhung der Orientalen). Dann fingen amerikanische und Mezer Fabrikanten an, ihnen Frankreich, die Schweiz und Italien streitig zu machen. Zuletzt, wie nicht anders zu erwarten war, haben sich auch diese Länder der Schuhfabrikation zugewandt, und jetzt hat eine Mailänder Schuhfabrik fast in allen bedeutendern deutschen Städten Filialen angelegt, die nicht allein elegantes und billiges Schuhwerk verkaufen, sondern auch das Ausbessern und Besohlen besorgen! Ist es nicht ein reines Narrenspiel, daß die Deutschen schlechterdings die Italiener und die Italiener die Deutschen beschuhen wollen? Und was für interessante Streitigkeiten zwischen den Industriellen eines und desselben Landes entwickeln sich daraus! Während der Zentralverband deutscher Industriellen die Erhöhung der Zölle auf gewisse Lederarten verlangt, protestiren die Tuttlinger Schuhfabriken dagegen, weil sie, wie sie sagen, davon mit Vernichtung bedroht würden, und bitten, man solle lieber die Schweiz und Frankreich zur Herabsetzung ihrer Schuhzölle veranlassen. „Für den Tuttlinger, bemerkt Müßling, giebt es nur eine Erwägung: er muß dem Amerikaner Leder abkaufen und dieses zu Schweizer- und Franzosenschuhen verarbeiten, sonst macht der Amerikaner selbst Schuhe daraus und wirft den Tuttlinger aus der Schweiz und aus Frankreich hinaus.“ Diese Betrachtung der Entwicklung des Schustergewerbes genügt allein schon, den Kern der Handwerker- und der Arbeiterfrage deutlich erkennen zu lassen. Man kann ihn in dem Satze aussprechen, daß das Elend der Mehrzahl der gewerblichen Arbeiter unabwendbar ist, sobald ihre Zahl der Zahl der in den Urproduktionen beschäftigten gleichkommt oder sie gar übersteigt. Zwar macht die stete Vermehrung der Bedürfnisse immer neue Gewerbezweige lebensfähig und notwendig, aber gleichzeitig sorgt die Vervollkommenung der Technik dafür, daß dieselbe Warenmenge von einer immer kleinern Anzahl von Arbeitern erzeugt werden kann.*)

*) Die Sache läßt sich auch durch folgende Betrachtung klarmachen. Das wirkliche Einkommen besteht in den Sachgütern, die jeder mit seiner Geldeinnahme kauft oder ohne Kauf genießt. Alle Kaufgeschäfte haben nur den Zweck, Güter einzutauschen. Die großartigste und
Grenzboten IV 1895

Mübling freilich giebt trotz all der Überproduktion, die er schildert, sogar die württembergische Schusterei, und zwar den Kleinbetrieb, noch nicht verloren. Er redet den wohlhabendern Meistern zu — es wird ihnen einigermaßen spanisch vorkommen —, ihre eignen Söhne Schuster werden zu lassen, für deren tüchtige Ausbildung zu sorgen und sie nach Abdienung ihrer Militärzeit nach Wien oder Paris zu schicken, damit sie dort den letzten Schliff bekommen. Alles werde gehen, wenn — wenn — ja wenn nur der Staat das seinige thun wollte! Der glückliche Staat! Er wird nun wohl bald das sein, wozu ihn alle Welt machen will, die Zünftler wie die Agrarier, die Sozialdemokraten wie ihre guten Freunde, die Polizisten und Staatsanwälte, der Allmächtige, Allwissende, Allgegenwärtige, der den Menschen nicht allein überwachet, erzieht und drillt, sondern ihn auch bekleidet und beschuht, dem Kinde den Brei und dem Erwachsenen die Suppe kocht! Es hört sich ja — wenigstens inhaltlich — gar nicht übel an, was Mübling III, 274 sagt: „Mit vollem Recht wird der Kleinmeister der Regierung vorhalten können, daß sie, die seit Anfang der zwanziger Jahre das altverbriefte körperschaftliche Gewerbe durch Erteilung von zahlreichen Gewerbe Konzessionen in staatsstreichartiger Weise durchbrach und so die Staatsallmacht an die Stelle der alten Handwerkskörperschaften setzte, indem sie das Recht zur ArbeiterEinstellung, d. h. das Meisterrecht, das früher die Handwerkerzwangskörperschaften verliehen hatten, für sich selbst in Anspruch nahm und so die Schutzvogtei über das Gewerbe zum Staatsmonopol machte, auch die sittliche und rechtliche Pflicht übernommen habe, für dieses Glied des Staatskörpers so zu sorgen, wie es sich für eine Patronats Herrschaft von Gottes Gnaden gebührt.“ Aber der Staat wird wahrscheinlich antworten, daß es noch nicht das Patronatsrecht übernehmen heiße, wenn er den Zünften ihr Patronatsrecht nimmt, und daß sich dieses Patro-

wichtigste aller Tauschoperationen ist die zwischen Stadt und Land, zwischen Urproduktion und Gewerbe. Überwiegt nun die ländliche Bevölkerung, so erhält die industrielle für die kleinere Menge gewerblicher Erzeugnisse, die sie hingiebt, eine größere Menge von Nahrungsmitteln, Heizstoffen, Rohstoffen und Bauplätzen; überwiegt die städtische, so giebt sie mehr hin, als sie zurückempfängt. Im ersten Falle wird die städtische, im zweiten die ländliche Bevölkerung reicher. Je mehr die städtische überwiegt, desto mehr leidet sie Mangel am nötigsten: an Nahrung, Heizstoffen und Wohnung, während durch ihre Arbeit die ländliche Bevölkerung immer reichlicher mit städtischem Komfort ausgestattet wird. Natürlich gilt das nur so lange, als das überbevölkerte Land vom Ausland abgesperrt ist; gelangen bei uns die agrarischen Abperrungspläne, so würden alle Gutsbesitzer, die Nahrungsmittel verkaufen, steinreich werden. Beim jetzigen Weltverkehr können sie es nicht werden; den Steuerlisten nach erscheint sogar die Gesamtheit der ländlichen Grundbesitzer viel ärmer als die städtische Bevölkerung. Das ist freilich nur Schein, indem erstens die ländlichen Einkommengüter, namentlich Wohnung und Garten, viel zu niedrig angeschlagen werden, und zweitens viele der reichen Leute, die in den Großstädten Steuern zahlen, teils Landgüter besitzen, teils ihr Vermögen als Grundbesitzer erworben haben, teils ihr Einkommen nicht aus einem Gewerbe, sondern aus städtischem Grundbesitz ziehn.

natsrecht der Zünfte eben nicht bewährt habe und unerträglich geworden sei. Wie diese ihre Aufgabe gelöst haben, das lehren u. a. die Mitteilungen, die Dr. Cohen aus der Geschichte des Augsburger Ristlergewerbes macht. Es war den dortigen Ristlern (Schreibern) im sechzehnten Jahrhundert nicht gestattet, mehr als zwei Gesellen zu halten. Wenn nun, was häufig vorkam, ein Meister um die Erlaubnis bat, mehr Gesellen einzustellen, so wurde er gewöhnlich mit der Begründung abgewiesen, daß es genug kleine Meister gebe, die viel Kinder und keine Arbeit hätten und die Bestellungen ebenso gut ausführen könnten wie die Gesellen der größern Meister. Die Zunftordnung konnte also nicht verhindern, daß viele kleine Meister Not litten, sie konnte höchstens dafür sorgen, daß es den wohlhabendern und strebsamern sehr schwer wurde, aus dem allgemeinen Elend emporzusteigen. Und das ist eine der Vorfälle, die sich die Handwerksmeister bei ihren Organisationsplänen vorzulegen haben. Daran, daß das Überangebot von Händen und Köpfen die Menschenarbeit wohlfeil macht, kann keine Organisation etwas ändern; sie müssen sich also fragen: Was wollen wir eigentlich? Wollen wir es erzwingen, daß alle jungen Handwerker zum Meisterrecht gelangen, aber sich zeitlebens als Kleinmeister in Dürftigkeit abquälen müssen, oder wollen wir einer kleinen Anzahl von Meistern das Privilegium verleihen, durch Ausbeutung von Lehrlingen und Gesellen wohlhabend zu werden? Sehr genau und richtig hat Mübbling selbst (III, 253) das alte Meisterrecht definiert als das Recht, „mit der Arbeit eines andern Zwischenhandel zu treiben.“ Der Meister ist für den Gesellen und für den sogenannten Lehrling dasselbe, was der Verleger und der Magazinhhaber für den Hausindustriellen sind. Die Frage läuft also darauf hinaus, ob das unvermeidliche Elend so oder anders verteilt werden soll. Für die zweite Verteilungsart würde der Umstand sprechen, daß bei der ersten, wo alle Handwerksgenossen gleich kümmerlich fortvegetieren, kein technischer Fortschritt möglich ist, und die zweite Verteilungsart vollzieht sich ja, wie der Augenschein lehrt, auch ohne Organisation und Privilegien von selbst.

Selbstverständlich leugnen wir nicht, daß durch Organisationen im einzelnen viel gebessert werden könnte, und wünschen von Herzen, daß das geschehe. Mübbling empfiehlt für das Schustergerwerbe eine Zwangskörperschaft, die alle Schuhmacher und Schuhfabrikanten des Reichs, die Schuhe auf dem innern Markte absetzen wollen, vereinigen und die Pflicht erhalten soll, alle Ramschware aufzukaufen, und das Recht, solchen Schuhmachern und Fabrikanten, die zu viel oder zu geringwertige Schuhe erzeugen, die weitere Produktion zu verbieten. Ferner sollen die Schuhmacher Produktivgenossenschaften bilden, und zwar glaubt Mübbling, daß zur Begründung von Ledereinkaufsgenossenschaften die Mittel der kleinen Meister hinreichen würden, wenn sich nur ihre Kunden zur Barzahlung verstehen wollten, daß dagegen die Beschaffung von Maschinen nur mit Staatshilfe möglich sein werde. Gegen Zwangsgenossenschaften werden

sich wohl gerade die tüchtigen und wohlhabenden Meister, mehr noch in andern Gewerben als in der Schusterei, aus Leibeskräften wehren, und die Wiedererweckung der Lassalle'schen Idee, die Genossenschaften mit Staatsmitteln zu unterstützen, wird zunächst bei den Finanzministern auf entschlossenen Widerstand stoßen. Aber daß es die Handwerker in größerem Umfange als bisher mit genossenschaftlicher Selbsthilfe versuchen müssen, ist eine ganz selbstverständliche Forderung, der heutzutage wohl niemand mehr widerspricht. Leider fehlt, wie auch die „Untersuchungen“ vielfach hervorheben, das Beste dazu: der Genossenschaftsgeist. Erstens haben die meisten Handwerker gar keine Lust, anzufangen: der Staat soll ihnen die Genossenschaft, die doch nur ihr eignes Werk sein könnte, fertig machen. Dann haben die kleinen, die die Genossenschaft am nötigsten brauchen, nicht die Mittel dazu, die größeren aber, die fest auf ihren eignen Füßen stehen, desto weniger Lust, sich für ihre ärmern Genossen aufzuopfern, je mehr sie Mittel haben. Und kommt irgendwo eine Genossenschaft zu stande, dann geht es gewöhnlich, wie wir schon gesagt haben: die energischen und tüchtigen Mitglieder stoßen nach und nach die schwächern ab und verspeisen die Frucht der Gründung allein. Trotz alledem müssen die Handwerker zu neuen Genossenschaftsgründungen unermüdlich aufgemuntert werden, und auch auf diesem Gebiete muß die Lösung bleiben: was gemacht werden kann, wird gemacht. Nur eben die Hauptsache — um es noch einmal zu wiederholen — kann durch Genossenschaftsgründung nicht gemacht werden, weder fürs Handwerk, noch für einen andern Stand.



Heimat und Volkstum



In deutschen Großstädten begegnet man gelegentlich Volksschulklassen, Knaben wie Mädchen, die, von ihren Lehrern geführt, zwar in Reih und Glied, aber sonst ziemlich zwanglos dahinmarschieren und hin und wieder, sei es vor einem Gebäude oder vor einem Denkmal, Halt machen, um von dem Lehrer befragt zu werden oder Aufklärungen zu erhalten. Man merkt bald, daß da Anschauungsunterricht in der Heimatkunde erteilt wird. Daß ein solcher Unterricht nötig ist, weiß jeder, der längere Zeit in einer Großstadt gelebt hat. Man trifft dort, wenn man sich nach irgendeiner städtischen Merkwürdigkeit erkundigt, oft auf eine erstaunliche Unkenntnis der eignen Heimat; der fremde Reisende ist, wenn er die ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmittel